



Foto: transit/Christiane Eisler

Stipendiatenporträt

Winkel, Zirkel, Totenkopf

Ivan Wojnikow war einer der ersten Böckler-Stipendiaten in der früheren DDR. Mit einem Handel für Freimaurer-Bedarf hat sich der Leipziger selbstständig gemacht. Volles Risiko in einer Stadt mit 20 Prozent Arbeitslosigkeit.

■ Ausgerechnet Mr. Burns, der reiche Geizhals und Chef eines Atomkraftwerks in der Fernsehserie „Die Simpsons“ schmückt Ivan Wojnikows Flachbildschirm – ein Geschenk seiner Tochter. Der Firmensitz von Masonic Art in der Friedrich-Ebert-Straße 12 ist echte Platte, dabei aber ganz wohnlich und vergleichsweise billig. Wojnikow, Böckler-Stipendiat, Firmengründer und Vater zweier Kinder, hat hier im Haus gleich zwei Wohnungen angemietet – die eine als Wohnung, die andere als Büro, Lager und Versandzentrum. So braucht er von zu Hause zur Firma nur ein paar Sekunden.

Es ist etwas beengt hier – aber das ist eigentlich eine gute Nachricht: Das Geschäft laufe recht erfreulich, sagt Wojnikow, der den Namen von seinem bulgarischen Vater hat. Zahlen nennt er nicht, aber gerade in den letzten zwei Jahren, wo es die große Wirtschaft so schwer hat, da hat es bei ihm noch einmal ordentlich angezogen.

Die Kunden verlangen altmodisches Design

In schweren Übersee-Pappkartons und kleinen Plastikboxen, wie man sie aus Baumärkten kennt, lagert Wojnikows Handelsware – geheimnisvolle Abzeichen, Medaillen und Manschettenknöpfen, Silberringe, auf denen man allerlei seltsame Zeichen und zuweilen Totenköpfe sehen kann: Bijou, der Schmuck der Freimaurer. Das Winkelmaß als Symbol der Rechtschaffenheit und Geradlinigkeit und der Zirkel als Symbol des Allumfassenden kommen als Hauptsym-

bole der Freimaurerei besonders häufig vor. Vieles, was er verkauft, könnte direkt aus dem Museum kommen, würde es nicht funkeln wie ein frisches Zehn-Cent-Stück. Das klassische Design sei wichtig, erklärt der Firmengründer: „Der Geschmack meiner Kunden ist eher konservativ.“ Bestellen kann man ganz modern auf der Webseite – auch beim Online-Auktionshaus eBay bietet Wojnikow seine Devotionalien an – etwa einen Schlüsselanhänger mit dem Templer-Kreuz und einem magischen Buchstabenquadrat zum Startpreis von neun Euro.

Den Publikumsgeschmack kennt er mittlerweile ziemlich gut. Vieles, was er verkauft, entwirft er selbst und sucht dann in aller Welt nach Herstellern. Kleine Metallobjekte, einige davon mit handgefertigten Emailierungen, lässt er in China fertigen, er hat aber auch bei der Meißener Porzellanmanufaktur eine Medaille fertigen lassen, bietet Freimaurer-Räucher Männchen aus dem Erzgebirge an oder ein von ihm entworfenes Altenburger Kartenspiel mit den Abbildungen alter Logenhäuser. Die Motive hat er von alten Postkarten, die Zusatzinformationen in wochenlanger Detektivarbeit zusammenrecherchiert.

Seit etwa vier Jahren betreibt Wojnikow das Geschäft hauptberuflich. Die meisten Kunden kommen noch aus Deutschland, wo es aber nur rund 15 000 Freimaurer gibt. Mehr verspricht er sich auf Dauer von den USA und von Frankreich, wo es gut anläuft und wo die Freimaurergemeinden viel größer sind. Seine Frau, eine gebürtige Französin, die er beim Studium kennen gelernt hat, hilft ihm jetzt,

den französischen Markt zu erobern. Denn er würde in Zukunft gern ein Großhändler werden, einer, bei dem andere Geschäfte en gros einkaufen. Masonic Art mitten im Zentrum, drum herum Lizenznehmer und Vertriebspartner in den anderen Ländern – so könnte eine gute Zukunft aussehen. „Heute kann ich mit meiner Familie schon von dem Geschäft leben“, sagt Wojnikow – aber wer weiß, vielleicht kann man ja noch ein bisschen besser davon leben?

Wojnikow, so scheint es, will an die bürgerliche Tradition seiner Heimatstadt anknüpfen, an ihre Vergangenheit als Handelsmetropole. „Das hier war einmal die reichste Stadt Deutschlands“, sagt er, und dass er in zehn Jahren nicht mehr hier in diesem Plattenbau wohnen will. Nur eine Viertelstunde geht man von Masonic Art bis zu den alten Bürgerhäusern, die noch prunkvoller waren als die in Berlin, bis zu den aufwändigen Einkaufsgalerien mit ihren prächtigen Schaufenstern. Wirklich was los ist aber nur bei „Mc. Geiz“, einer Billigkette, vor der ein etwas alberner Mann im Schottenrock Dudelsack spielt.

Wojnikow kennt das alte Leipzig von vor 1989 so gut wie das neue – und es sah wohl ziemlich grau und trostlos aus. Gerade 21 war er, als die Wende kam. Sie überraschte ihn während der Dienstzeit bei der NVA, und als er aus der Kaserne kam, war die Welt eine andere, „was auch nicht verkehrt war“, wie er sagt. Er entschloss sich, Philosophie und Germanistik zu studieren. In der wilden Umbruchzeit erfuhr er eher zufällig von der Hans-Böckler-Stiftung, als er →

Von **Kay Meiners**

Der Autor ist Redakteur des Magazins Mitbestimmung.



→ sich nach einem Stipendium umsah: „Irgendwer war gerade da gewesen und hatte Infomaterial dagelassen, und dann habe ich es halt versucht.“

Mit dem Stipendium wurde es was, über viele Jahre engagierte sich Wojnikow dann in der Stipendiatengruppe. Die Erinnerungen an diese Zeit sind gemischt: „Wenn die stundenlang darüber diskutiert haben, ob wir unsere Texte auf Recyclingpapier drucken oder nicht und ob die Frauenquote in den Gremien hoch genug ist, dann habe ich gedacht: Wo bin ich denn hier?“ Am Ende war ihm eine Uni-Karriere dann doch zu unsicher: „Da hätte mein Wohl von anderen Leuten abgehangen.“ Also machte er sein Hobby zum Beruf: Schon als Student hatte er begonnen, nebenbei hier und dort etwas zu kaufen und zu verkaufen, bis er sich vor vier Jahren entschied, komplett davon zu leben: „Wenn ich das Geschäft hier vor die Wand setze, dann bin ich wenigstens selbst schuld.“

Eine Lehrstunde in Sachen Globalisierung

Muss man ein schlechtes Gewissen haben, wenn man in China fertigen lässt? „Ich habe auch deutsche Betriebe angefragt“, sagt Wojnikow entschuldigend, „aber wenn man denen mit Auflagen von 500 Stück kommt oder einem Auftragswert von 1000 Euro, dann winken die meisten ein-

fach ab – kein Interesse, da bist du doch ein Niemand.“ Oft sei ihm die blanke Arroganz entgegengeschlagen, Unverständnis für seine Bedürfnisse, sagt er. In China aber hat er Leute getroffen, die selbst erst anfangen so wie er, die Kleinserien lieben, Handarbeit, ein bisschen Tüfteln an den Arbeitsprozessen. Und die Preise, sagt er, die seien natürlich auch gut. Ein guter Händler realisiert seinen Gewinn schon beim Einkauf. „Was ich sage“, meint er, „gefällt euren Lesern vielleicht nicht, aber so sieht es da draußen aus. Wer sich selbstständig macht, der springt in ein Haifischbecken.“

Seinen besten Lieferanten, ein Unternehmen mit rund 200 Beschäftigten ganz in der Nähe von Shanghai, hat er schon mit eigenen Augen gesehen. Eigentlich laufen alle Kontakte über E-Mail, aber als wegen der SARS-Epidemie vor einiger Zeit gerade die Flüge günstig waren, ist er hingeflogen und hat sich den Betrieb zeigen lassen, den obligatorischen Showroom, in dem hier jede Werkstatt ihre Fähigkeiten demonstriert. „Die haben sich gleich entschuldigt, dass nicht alles so blitzblank aussieht“, sagt er. Aber was viel wichtiger war: Sie haben ihn ernst genommen, sie haben ihn vom Flughafen abgeholt und zum Geschäftsessen eingeladen und überall herumgeführt.

Der Boom in China fasziniert Wojnikow. „Shanghai“, sagt er, „hat Dimensionen, die man sich hier einfach nicht vorstellen kann. In dieser

Stadt leben ungefähr 17 Millionen Menschen – so viele wie früher in der ganzen DDR, und wenn da gebaut wird, dann ist es ein ganzes Stadtviertel, nicht ein einzelnes Haus.“ Die Werkstatt, die für ihn arbeitet, sei im Übrigen nicht so übel, wie er es befürchtet hatte: „Da gibt es keine Kinderarbeit, was meine größte Angst war. Und es ist auch nicht so, dass sie da mit bloßen Händen in Säure herumrühren. Es sei ein bisschen wie früher in der DDR, meint er – auch Arbeitsschutz sei dort nicht unbekannt, wenngleich nicht immer auf dem westlichen Niveau.“

Wie schnell die Chinesen lernen, wie auch kleinste Hinterhof-Unternehmen Know-how aufsaugen, das übt eine Anziehungskraft aus, der man sich schwer entziehen kann. Wojnikow erzählt von einer Reklamation – eine Klebeverbindung an einem Manschettenknopf erwies sich als nicht stabil genug, worauf er den Vorschlag machte, diese zu nieten statt zu kleben. Den Vorschlag schickte er per Fax – und nach ein paar Tagen hatten die Chinesen eine gebrauchte Nietmaschine aufgetrieben. „Ich hatte eine bessere Qualität, und die hatten eine Idee mehr“, sagt Wojnikow: „Hier in Deutschland hätte man mir doch gesagt: ‚Sie hätten sich klarer ausdrücken müssen. – Bezahlen müssen Sie natürlich trotzdem.‘“

Ein Plakat ist ihm im Kopf hängen geblieben: „Unsere Autos werden größer, unsere Handys werden kleiner.“



Ihre kommunistische Partei.“ Ein Slogan, der auch daran erinnert, dass China eine Diktatur ist. Das muss man Wojnikow nicht sagen. Er hat die Slums gesehen, die oft nur drei Straßen von den Luxus-Neubauten entfernt liegen – aber Geschäfte vertragen sich manchmal eben nicht mit Politik: „Solange du da nur Business machen willst und nichts von Menschenrechten erzählst, solange ist alles gut.“ Und dann sagt er noch, an China komme man sowie nicht mehr vorbei. Die großen Konzerne, die Wirtschaftspolitiker machen es übrigens genauso, nur sie sprechen es nicht so deutlich aus.

Minerva zu den drei Palmen

Am Nachmittag besuchen wir die Freimaurer-Loge „Minerva zu den drei Palmen“ – einst eine der bedeutendsten Logen überhaupt, die heute in einem unscheinbaren Haus residiert – ein kleines Stück Vereinsvermögen, das die Loge nach ihrer Wiederbelebung mit Hilfe einer Hannoveraner Loge erwarb, nachdem sie ein größeres Gebäude, das die Stadt als Restituierungsleistung zur Verfügung stellte, wegen des Sanierungsbedarfs nicht halten konnte. Leipzig war einst ein Zentrum der Freimaurerei: Prominente wie der Verleger Anton Philipp Reclam waren Freimaurer, es gab 14 Logen; in den 20er

Jahren zählte Leipzig 2000 Freimaurer in 13 Logen, die große eigene Häuser besaßen. Heute sind es vier Logen mit ein paar Dutzend Mitgliedern, darunter eine, die auch Frauen aufnimmt. Ein schwacher Abglanz der Vergangenheit.

Die Nazis ließen 1935 die Freimaurerlogen schließen und enteignen, die DDR ließ eine Neugründung nicht zu. Ein so langer Traditionsbruch ist nur schwer zu kitzeln: „Die Leute sind einfach weggestorben“, erzählt Wojnikow. Von früher sind der ehrwürdigen Minerva nur einige Archivalien und rituelle Gegenstände geblieben, bei Trödlern zusammengekauft, einige Archivalien, und ein alter Stuhl mit ägyptischem Dekor, der heute einen Ehrenplatz im Tempelraum hat.

Heute geht es bescheidener zu. Im Haus gibt es einen gemütlichen Clubraum, wo Gästeabende stattfinden und wo man reden und Vorträge hören kann, über Stadtgeschichte zum Beispiel oder über spannende Artikel in der Presse. Hinter einer weißen Tür liegt der Tempel – der Kultraum, in dem Neuaufnahmen stattfinden und die regelmäßigen Zusammenkünfte, die Tempelarbeit, bei der sie schwarze Anzüge, weiße Handschuhe als Zeichen der Reinheit und dazu einen Schurz tragen.

Was aber macht nun die Freimaurerei im Inneren aus? Die „Ritualistik“, sagt Wojnikow, sei das Entscheidende – der Gedanke, dass man, wenn man bestimmte Handlungen

ausführe, bestimmte Werte verinnerliche, sich selbst finden und entwickeln könne. Die Freimaurerei soll, wie Wojnikow sagt, der „Bewusstwerdung des eigenen Daseins“ dienen. Neumitglieder der Loge führt man im Tempel an einen unbehaunten Stein heran und reicht ihnen einen Hammer. Der Stein ist ein Symbol für die menschliche Unvollkommenheit, der Hammer ein Symbol für das geistige Werkzeug, um an deren Überwindung zu arbeiten.

„Diese Handwerkssymbolik reicht wie die drei Initiationsgrade – Lehrling, Geselle und Meister – bis zu den mittelalterlichen Bauhütten zurück“, erklärt Wojnikow. Vielleicht muss man – ganz profan – einen Spaß am Verkleiden haben, am Ritual, an Geschichte, um damit heute noch etwas anfangen zu können. Ein paar gute Freunde mag man hier finden, hilfreiche Kontakte, aber Verschwörungen, große Geheimnisse findet man wahrscheinlich nicht.

„Wer sich für uns interessiert, ist willkommen“, sagt Wojnikow, „wir stehen im Telefonbuch, und im Internet findet man unsere Loge auch.“ Und dann sagt er noch, dass die Bauhütten als Organisationen gut ausgebildeter Handwerker ja auch Vorläufer der Gewerkschaften gewesen seien, im weitesten Sinne. Ganz falsch ist das nicht, aber vielleicht ein bißchen weit hergeholt. ■